

## Literatur

## Voodoo im Kombinat

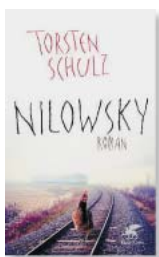
Chemische Reaktion, sozialistische Revolution: Der Roman „Nilowsky“ von Torsten Schulz ist eine Wiederbelebung der DDR in schwarzweißen Tönen.

Man fragt sich, warum erwachsene Männer die Pubertät so interessiert. Erwachsene Frauen ebenso. Und zwar meist in einem Alter, in dem dieser schale, undefinierte, lebensoffene Abschnitt so weit zurückliegt, dass er fast verblasst. Statt ihn aber ruhenzulassen, schaut der künstlerisch tätige Erwachsene genau hin. Und plötzlich beginnt diese Zeit durch seine Augen zu leuchten, in all ihrer Peinlichkeit, die mit der spürbar einsetzenden Erneuerungsenergie dieser Jahre seltsam disharmoniert. Fast eine Heiligsprechung ist es durch die Literarisierung im Gang. Torsten Schulz, 1959 in Berlin geboren, hat seine Pubertät in der DDR erlebt. Mit „Boxhagener Platz“ schrieb er darüber 2004 einen melancholischen Roman und gleich dazu auch das Drehbuch, aus der Sicht eines Jungen, der um 1968 in Ost-Berlin seine Mitmenschen beobachtet: Fisch-Winkler, Oma Otti oder seinen Vater, den Volkspolizisten Klaus-Dieter. Allein die Namen erzählen eine skurrile Geschichte, 2010 als „Berliner Heimatfilm“ unterteilt verfilmt.

Torsten Schulz' neuer Roman heißt „Nilowsky“, nach der Hauptfigur Reiner Nilowsky. Er gehört zu den Freunden, vor welchen Eltern einen warnen. Deshalb zieht es den damals vierzehnjährigen farblosen Markus Bäcker, der sich hier an die Zeit um 1976 zurückerinnert, zu ihm hin. Die „pädagogischen Gespräche“ zu Hause hat der Junge nämlich satt. Gerade erst mit seinen Eltern von Berlin-Mitte an den Stadtrand gezogen – der Vater leitet jetzt eine Chemiefabrik –, ist Markus ebenso kontaktscheu wie -bedürftig. Die Gegend stinkt und ist unwirtlich, Züge fahren durch den Westen, und in der Kneipe am Bahndamm qualmen und quatschen sich die nach Schwefelwasserstoff riechenden Arbeiter der Chemiefabrik bei „doppelt Gold und Bier zum Nachspülen“ in die Nacht.

Nilowsky hingegen, der Sohn des Kneipenwirts, verströmt einen Hauch von Abenteuer. Er lässt Groschen vom Zug

plattfahren, kaum dass er selbst zur Seite rückt, und lacht dabei mit offenem Mund. Er weiß alles über chemische Reaktionen und die wahre sozialistische Revolution, die er gern umgesetzt hätte. Torsten Schulz lässt keinen Zweifel daran, dass man es hier mit einem Blender zu tun hat, der mit großem Maul Behauptungen aufstellt, die sich bei näherem Blick als haltlos erweisen würden. Doch Markus in seiner „verwirrend intimen“ Beziehung zu Nilowsky, der ihn sogar in Geheimnisse einweiht, möchte vorerst gar nicht so genau hinschauen. Er tritt schutzlos und neugierig in die zwiespältige Aura des etwas Älteren, der von seinem Vater mit dem Feuerhaken geschlagen wird, aber einen ungebrochenen Willen hat. Einen Willen, gepaart mit latenter Aggression. Beides macht ihn attraktiv wie Gift, von dem man weiß, dass es tödlich enden könnte. Torsten Schulz entwirft hier mit allem Pa-



Torsten Schulz: „Nilowsky“. Roman.

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2013, 285 S., geb., 19,95 €.

thos einen spinnerten Visionär, einen begabten Rhetoriker, der „langsam und bedeutungsvoll“ spricht, wenn er seinem Vater Hass entgegen schleudert; dessen Leidenschaft ansteckt und verbündet; der sich das Recht nimmt, jederzeit aufzutreten und zu verschwinden, wie es ihm gerade passt. Nilowsky, heißt es, ist „sich selbst sein bester Gast“. Ausgestattet ist er aber auch mit einer Suchtstruktur. Und so wird er später den Alkohol ebenso verteidigen wie eine krampfhaft aufrechterhaltene Liebesbeziehung. Eine tragische Figur. Tragisch, weil er sein Unglück hinter der Vision klar sieht und formuliert.

Man ahnt, dass diese Unzuverlässigkeit nicht das richtige Fundament einer Freundschaft ist. Und so verschiebt sich das Interesse auf Markus, der hier so hin- und hergerissen erzählt. Man steht ihm bei, wenn er als Beweis des Vertrauens seine Zunge auf die kalten Bahnschienen legt und der neue Freund mit dem Urin darauf zielt, damit sie sich von den Schie-

nen löse. Und man merkt, wie er von Nilowsky Abstand nimmt und wie schwer ihm das fällt, zumal er dessen Frau liebt und nicht haben darf. Später der erste, unschöne Kuss mit einer anderen und sofortiges Entlieben. Und noch später, auch das liegt nahe, die große Desillusionierung: „Nur der Traum mit Carola war mir inzwischen eine Bürde. Ich wollte ihn vergessen. Um ihn zu vergessen, schrieb ich ihn auf. Indem ich ihn aufschrieb, begann ich, ihn zu verändern. Doch dadurch, dass ich ihn veränderte, wurde mir klar, dass ich ihn nicht würde vergessen können.“

Die Melancholie dieses Teufelskreises aus schamhaft und permanent kreisender Vergegenwärtigung alter Geschichten überschattet und strukturiert diesen Roman. Er ist nicht unbedingt sprachlich aufregend. Aber anziehend unspektakulär in dem, was er erzählt. Die hier in Schwarz-weißönen wiederbelebte DDR tritt einem von den trockenen Rändern entgegen, mit vertrautem Personal – auch Funktionäre kommen als Eltern vor, gegen die ohnmächtig rebelliert wird. Aber Schulz mischt Farbtöne unter und hat ein Gespür fürs Szenische, was den Erzählfluss auflockert. Voodoo mit Hühnerblut ist nur eine dieser bizarren filmreifen Schnitte.

Dass dieser Nilowsky geheime Kontakte zu den am Chemiewerk beschäftigten Afrikanern pflegt, eröffnet ein originelles Nebenplaster dieses Entwicklungsromans: Die von Staats wegen verordnete Erziehung der sogenannten Schwellenländer, die den Sozialismus erst noch lernen müssen, ist wohl eines der merkwürdigsten Kapitel der DDR-Geschichte, die Torsten Schulz hier lebendig werden lässt, in grellen Kontrasten. In der gelb-blauen Baracke, wo die fremdstämmigen Arbeiter wohnen, wird kräftig berlinert, derweil man im Ort Vorurteile hegt oder das Exotische genießt. Für Markus ist die Baracke ein weiteres großes Versprechen, zu Tabuzonen vorgelassen zu werden. Was er dort fürs Leben lernt, rettet ihn auch durch die Pubertät. Er bleibt die zurückhaltende, eher beobachtende, gleichwohl verwickelte Figur, wie sie schon „Boxhagener Platz“ beherbergte. Das ermöglicht einen Blick, der sich zusehends weitet.

Und so überzeugt „Nilowsky“ vor allem als großes, immer wieder in sich zusammenbrechendes Projektionstheater. Als erzählerisches Mittel gegen die Langeweile des Lebens im Sozialismus, gegen die Langeweile des Lebens überhaupt ist das unterhaltsam genug. ANJA HIRSCH

lichkeit ihrer Korrespondenz zu jenem Gerücht verdichtet, das selbst von Biographen und einer ebenso frustrierten Literaturwissenschaft schließlich als Faktum übernommen wurde. Denn wollte Cather auch ihre Briefe nicht in Flammen aufgehen sehen, untersagte sie testamentarisch sehr wohl deren Veröffentlichung, Auszüge und Zitate inbegriffen. Über viele Dutzende von Archiven und Sammlungen zerstreut, blieben sie weitgehend unerforscht.

Willi Cather wäre also gewiss nicht entzückt gewesen über den Band mit mehr als fünfhundert ihrer Briefe, den Janis Stout und Andrew Jewell jetzt im Verlag Alfred A. Knopf herausgegeben haben. Stout und Jewell sind sich bewusst, dass sie gegen den Willen der Autorin gehandelt haben. Weniger stichhaltig als spitzfindig verteidigen sie sich mit dem Hinweis, das Buch entspreche in einem tiefen Sinne Cathers Willen, indem es die 1947 gestorbene Briefschreiberin als Großschriftstellerin bestätigt. Nichts darin ist ruhschädigend, im Gegenteil, es werde ein „kompliziertes, lustiges, brillantes, rauhbeiniges, sensibles, manchmal verwirrendes Menschenwesen“ enthüllt. Juristisch scheint der Vorgang abgesichert zu sein, weil diesbezügliche Teile des Testa-

ments durch den Tod des Neffen und Testamentvollstreckers von Willi Cather vor zwei Jahren außer Kraft gesetzt wurden.

Überraschend ist nun erst einmal, wie viele Briefe noch vorhanden sind. Inzwischen sollen um die dreitausend aufgetaucht sein, aber noch ist kein einziger bekannt, der uns mit intimen Geständnissen überrascht hätte. Dass Willi Cather Frauen liebte, ist wahrlich keine Entdeckung mehr, und wie sich diese Liebe in ihrem Leben und Werk niederschlug, löst seit Jahrzehnten wilde Debatten aus, in den akademischen Gefilden der Queer Theory nicht weniger als unterm Banner der feministischen Dekonstruktion. Die Briefe werden kaum für letzte Klarheit sorgen.

Aber vorbei an spekulativen Zuordnungen und Kategorisierungen könnten sie den Blick freigeben auf eine Frau, die sich in keine fremdbestimmte Nische drängen ließ und trotz aller gesellschaftlichen Zwänge einen Weg gegangen ist, den sie sich nach ihren eigenen Vorsätzen und Sehnsüchten gebahnt hat. Vielleicht hätte doch die publizistische Pionierin der Herausgabe ausgewählter Briefe ein zumindest leises Gefallen der Rhapsodin des Pionierlebens im amerikanischen Westen gefunden. JORDAN MEJIAS



## Literarisches Leben

## Erster Einblick in Willi Cathers Briefe

Ihre Briefe sollten allesamt verbrannt werden. So ihre angebliche Anweisung, als der Tod sich näherte. Für eine Schriftstellerin wie Willi Cather, die ihr Leben lang das Licht der Öffentlichkeit gescheut und sich bemüht hatte, hinter ihren Werken zu verschwinden, wäre das ein nur allzu begreiflicher Wunsch gewesen. Sie hat ihn, wie die Herausgeber von „The Selected Letters of Willi Cather“ erklären, allerdings nie ausgesprochen. Im Laufe der Zeit habe sich die Unzugäng-

## Neue Sachbücher

## Hinter den Verben muss die Freiheit wohl grenzenlos sein

Chinesisch zu lernen mag mühsam sein, aber es lohnt sich: Rolf Elberfeld untersucht die Sprachen der Welt als Schatzkammer philosophischer Einsichten

Wer sich in einer fremden Sprache ausdrücken und bewegen kann, der entwickelt einen Sinn für den Charakter dieser Sprache. Und er spürt, dass die Vertrautheit mit ihr weit mehr bedeutet als die perfekte Beherrschung von Vokabeln und Grammatik. Andererseits erlebt er, dass es möglich ist, etwas aus der Welt der fremden Sprache in die eigene zu übertragen. Selbst unbeholfene Erzählungen, Übersetzungen und Interpretationen können Facetten einer fremden Welt sichtbar werden lassen und ungeahnte Impulse geben. Diese Erfahrungen verweisen auf zwei Qualitäten der Sprache, die scheinbar in einem Widerspruch stehen: Die erste Qualität ist die Eigenart, aus der sich eine spezifische Welt ergibt, die typisch ist für die Sprache einer Kultur. Die zweite ist die lebendige Prozesshaftigkeit, aufgrund deren Sprachen sich in der Begegnung mit neuen Inhalten und Denkformen weiten und verändern können.

Es ist diese Spannung, die unmittelbar in den Blick kommt, wenn man über die philosophische Bedeutung der Vielfalt der Sprachen nachzudenken beginnt: Den Sinn für die Eigenart einer philosophischen Tradition zu entwickeln bedeutet auch, zu verstehen, dass deren Zeugnisse niemals vollkommen in eine andere Spra-

che übersetzt werden können. Und trotzdem waren und sind es Übersetzungen, die die Entwicklung einer Sprache und ihrer Kultur in vielfältiger Weise bereichern.

Die umfassende Rezeption griechischen Denkens im alten Rom, die lateinischen und griechischen Fassungen der Hebräischen Bibel zur Zeit des Frühchristentums, die über tausend Jahre hinweg geleistete Übersetzungsarbeit der buddhistischen Sutren ins Chinesische oder auch die Übertragung der konfuzianischen Klassiker ins Lateinische zu Beginn der Aufklärung sind nur einige Beispiele von solchen Übertragungsprozessen, die das Gesicht einer Kultur tiefgreifend verändert haben.

Die Vielfalt der Sprachen und ihrer Wechselwirkungen ist somit ein Kennzeichen der philosophischen Entwicklungen der vergangenen 2500 Jahre, doch was bedeutet dies aus philosophischer Sicht? Als Antwort auf diese Frage hat nun Rolf Elberfeld mit seinem Buch „Sprache und Sprachen – eine philosophische Grundorientierung“ ein Grundlagenwerk geschaffen, das erstmalig einen Überblick über die Geschichte, die Eigenart und die philosophische Bedeutung der Sprachen der Philosophie gibt.

Elberfeld beginnt seine Ausführungen mit einer kurzen Darstellung der Ge-

schichte der Reflexion über die Vielfalt der Sprachen in Europa: Hierbei wird deutlich, dass dieses Nachdenken besonders im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert infolge der vielfältigen Begegnungen mit außereuropäischen Kulturen wichtige Anstöße erhielt. So war es vor allem Wilhelm von Humboldt, der in seinen Reflexionen über Denken und Sprache, über die philosophische Bedeutung der Vielfalt der Sprachen zu Ergebnissen gekommen ist, die bis heute als Orientierung für dieses Thema dienen können.

Aus diesem Grund macht der Autor Humboldts sprachphilosophische Reflexionen zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. So kann er einen weiten Blick auf das Thema gewinnen, ohne einem Sprachrelativismus (eines Sapir oder Whorf) oder einem Sprachuniversalis-



Rolf Elberfeld: „Sprache und Sprachen“. Eine philosophische Grundorientierung.

Verlag Karl Alber, Freiburg 2012, 416 S., br., 24,- €.

## Schallplatten und Phono



Applaus muss man genießen, auch wenn er nicht von Neue-Musik-Apologeten kommt: der Komponist Arvo Pärt. Foto culture-images

## Erleuchtetes Miteinander der Religionen

Denkwürdige Begegnung zweier Kulturen an historisch belastetem Ort: Der estnische Komponist Arvo Pärt hat einen produktiven Abstecher nach Istanbul unternommen.

Über die Frage, was „Neue Musik“ sei, streiten sich die Experten, seit der Begriff in die Welt gesetzt wurde. Das ist fast ein Jahrhundert her. Grundtonvermeidung, Dissonanzpflicht, Oktavenverbot, Geräuschfaktor hoch – alles Kriterien, die zwar den Fachdiskurs beleben, doch den Marsch der Kunst in die selbstgewählte Isolation nur beschleunigen haben. Der estnische Komponist Arvo Pärt hat sich diesen ungeschriebenen Gesetzen stets verweigert – weshalb er auch nie in die engeren Neue-Musik-Zirkel aufgenommen wurde. Neu war seine Musik trotzdem, denn vor ihm hat niemand so komponiert. Und geschadet hat ihm die Ächtung auch nicht.

Darin gleicht Pärt dem älteren Zeitgenossen Carl Orff: Beide haben weltweit treue Anhängerschaft gefunden, was zweifellos auch mit der Eingängigkeit ihrer Musik zu tun hat, die sich um ein Konsonanzverbot nicht schert. Doch wer das im Falle Pärts mit dem Hinweis abtun möchte, damit werde eben das Bedürfnis nach „easy listening“ bedient, verkennt die tieferen Gründe für seinen Erfolg. Mit dieser scheinbar einfachen, nach organischen Gesetzmäßigkeiten sich entfaltenden Musik, die vertrautes Material in neue Konstellationen bringt, versteht es Pärt, Affektlagen und Bewusstseinsstufen anzusprechen, die von den meisten seiner komplexitäts- und materialfixierten Zeitgenossen sträflich vernachlässigt worden sind. Sie könnten am besten mit dem Ausdruck „Spiritualität“ umschrieben werden, der in der zeitgenössischen Musik in jüngster Zeit zu einem Trendbegriff avanciert ist. Allerdings ist Pärt hier das Original, nicht der Mitläufer: Er macht spirituelle Musik auf seine stille und konsequente Weise seit Jahrzehnten.

In den Augen seiner Kritiker ist er damit zum Prototyp eines unpolitischen Künstlers geworden, der sich in sein Inneres verkrücht und der Welt adieu gesagt hat. Ein Trugschluss, wie, zum Beispiel, die Kantate „Adam's Lament“ zeigt. Es liegt jetzt zusammen mit anderen vokalinstrumentalen Werken in einer Aufnahme vor, die 2011 in einem Kirchenraum in Tallinn entstanden ist. Mit ihrer Mischung aus Klarheit, Einfachheit des Ausdrucks und einer die Klang-Aura betonenden Aufnahmetechnik rückt sie die Reinheit der Musik ins schönste Licht.

Die Interpreten sind der Lettische Radiochor, das Ensemble Vox Clamantis und die Sinfonietta Riga unter der Leitung des Pärt-Spezialisten Tõnu Kaljuste. Die Uraufführung ging 2010 in Istanbul mit einer estnisch-türkischen Besetzung über die Bühne. Sänger und Dirigent kamen aus Tallinn, das Streichorchester setzte sich aus Musikern der türkischen Borusan-Philharmonie zusammen. Istanbul

politisch unverdächtige, als Konzertsaal dienende Hagia Irene verlegt. Die estnisch-türkische Koproduktion gab nicht nur den Anstoß zu einem inspirierten Kunstwerk, sie wurde auch zum symbolträchtigen Ereignis. Beide Staatsoberhäupter besuchten das Konzert, die Utopie eines friedlichen Miteinanders der Religionen rückte für einige Momente in Sichtweite. Zu danken war dies auch Pärts genialem Kunstgriff, einen Text zu vertonen, in dem sich beide Seiten umstandslos wiedererkennen können.

In „Adam's Lament“ geht es um den Urständer der Menschheit, die religionsübergreifende Klage über Adams Abfall von Gott, niedergeschrieben vom heiligen Silvan. Die Worte des russisch-orthodoxen Mystikers verschmelzen im geschichtsgesättigten Werk vollkommen mit Pärts Musiksprache, die ihre Wurzeln in der Gregorianik und der ostkirchlichen Liturgie nicht verleugnet. Während der älteren Stücken, die in dieser Einspielung versammelt sind, noch etwas von der puritanischen Strenge des frühen Pärt anzuhören ist, wirkt das neue Werk freier in der Gestik, raumgreifender. Mit verhaltener Dramatik nimmt die Musik den expressiven Gehalt der Textvorlage in sich auf, doch verliert sie kaum je ihre Grundeigenschaft: die Transparenz und Schwerelosigkeit des Klangs. Das verleiht ihr einen Durchscheineffekt, ähnlich erleuchteten Kirchenfenstern. Was man durchaus auch metaphorisch verstehen kann: Musik als ein Widerschein von Ideen, die unser menschliches Dasein aus einer etwas anderen Perspektive beleuchten.

„Unsere Kommunikation ist entweder politisch, ökonomisch oder kulturell. Das ist unsere sichtbare Welt, und wir sind kaum noch in der Lage, uns mit etwas anderem abzugeben“, erklärte Arvo Pärt im Estnischen Fernsehen zu „Adam's Lament“. Doch, so fügte er an, müssten wir vielmehr sagen und auch fühlen: „Mein Kind ist auch dein Kind. Wir sind doch alle miteinander verwandt, und die Welt ist eins.“ Der Stammvater der entzweiten Menschheit als Projektionsfigur einer politischen Utopie: Diese dialektische Pointe muss dem apolitischen Pärt erst mal einern nachmachen. MAX NYFFELER



Arvo Pärt: „Adam's Lament“. Lettischer Radiochor, Sinfonietta Riga, Vox Clamantis, Estnischer Philharmonischer Kammerchor, Tallinn Kammerorchester, Tõnu Kaljuste.

ECM New Series 476 4825 (Universal)

bul und Tallinn gehörten damals zu den Kulturhauptstädten. Ihr gemeinsames Pärt-Projekt war nicht ohne Haken: hier ein der Ostkirche angehöriger, tiefgläubiger Komponist mit einem Sakralwerk, dort eine Stadt, in der einst Christentum und Islam aufeinanderprallten.

Über die denkwürdige Begegnung zweier Kulturen an einem historisch belasteten Ort hat das Estnische Fernsehen einen Dokumentarfilm gedreht. Danach hätte die Uraufführung ursprünglich in der Hagia Sophia, der von Minarreten umstellten, ehemals christlichen Kathedrale, stattfinden sollen, wurde aber aufgrund türkischer Bedenken in die religi-

wie sie in der modernen Philosophie (vor allem bei Heidegger) neue sprachliche Entwicklungen angeregt haben.

Ein anderes Beispiel ist der verbale Charakter des Altchinesischen. Anders als in Sprachen, in denen der häufige Gebrauch von Nomina oder von substantivierten Ausdrücken die Betonung feststehender Qualitäten der Dinge nahelegt, werden im Altchinesischen viel eher Vollzüge und Prozesse zum Ausdruck gebracht. So sind die Grenzen zwischen Adjektiven und Verben fließend: Der Satz „Himmel – blau“ (tianqing) kann als „der Himmel ist blau“ oder der „Himmel blaut“ verstanden werden. Es sind solche Eigenarten, die laut Elberfeld die Sprachen der Welt zu einem unermesslichen Schatz philosophischer Einsichten machen.

Als Resümee seiner Untersuchungen postuliert Elberfeld eine Erweiterung der Ausbildung an philosophischen Instituten um mindestens eine außereuropäische Sprache. Eine weitere Konsequenz, die sich aus den Überlegungen dieses Buches ergibt, ist die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Anerkennung und Förderung von Übersetzungen philosophischer Werke: Gerade weil der Mensch nicht alle Sprachen der Philosophie erlernen kann, werden gediegene Übersetzungen auch in

Zukunft das wichtigste Medium der Begegnung mit fremden Traditionen sein. Dieser mühsamen Aufgabe kann man nicht dadurch aus dem Weg gehen, dass man die philosophische Arbeit auf das Englische reduziert: Wenn man die Veden und Kant, Konfuzius und Voltaire nur in Englisch lesen würde, so würde man weder die Eigenart ihrer Sprache noch die ihres Denkens je verstehen.

Als zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Berichte, Briefe, philosophische und theologische Schriften aus China nach Europa gelangten, wurde ein großes Interesse an der Sprache geweckt: Die Entdeckung, dass sich eine philosophische Tradition in einer so grundlegend verschiedenen Sprache hatte entwickeln können, regte die besten Geister der Frühaufklärung zu Studien und Reflexionen über das Chinesische an. Eine Erfahrung, die auch heute jedem offensteht: Chinesisch zu lernen ist in vielfacher Hinsicht eine „Fremderfahrung“. Es kostet Mühe, einen Sinn für die Eigenart des Chinesischen zu entwickeln. Hat man ihn erworben, so stellt man fest, wie schwer es ist, über diese Entwicklung Auskunft zu geben. Doch gleichzeitig eröffnen sich ungeahnte Perspektiven auf die Schönheit und den Reichtum der chinesischen Welt. HENRIK JÄGER